

Musiktherapie oder Teilhabe an der Musikkultur? –Inklusive Prozesse schaffen neue Perspektiven und Entwicklung

Grundlagenartikel In: Schweizer Zeitschrift für Heilpädagogik SZH 3/ 2014

Zusammenfassung

Die Konstruktion von Behinderung entscheidet letztlich darüber, ob Menschen mit Behinderung ein eher musiktherapeutisches oder -pädagogisches Angebot erhalten, das den Anspruch einer bestmöglichen Förderung erhebt. In der Diskussion um Verwirklichungschancen inklusiver Teilhabe an der (Musik-) Kultur unserer Gesellschaft als Hörer oder Produzenten, rückt vermehrt die Frage von ressourcenorientierter Musikvermittlung in den Fokus der Aufmerksamkeit. Unabhängig voneinander entstanden in den letzten Jahren verschiedene Konzepte musikkultureller Arbeit bis hin zur künstlerischen Professionalisierung.

Inklusion und kulturelle Bildung

Theorien und Konzepte zur Inklusion sind seit Jahren Gegenstand wissenschaftlicher Diskussionen, in denen sich die Inhalte und Formulierungen deutlich voneinander unterscheiden. Im „Handlexikon Geistige Behinderung“ beschreibt Theunissen den Begriff Inklusion in Bezug auf die Behindertenarbeit. Der Begriff stehe für die Nicht- Aussonderung und gesellschaftliche Zugehörigkeit von Menschen mit Behinderung (vgl. THEUNISSEN 2007, 171). HINZ (2006) hingegen beschreibt Inklusion „als einen allgemeinpädagogischen Ansatz, der auf der Basis von Bürgerrechten argumentiert, sich gegen jede gesellschaftliche Marginalisierung wendet und somit allen Menschen das gleiche volle Recht auf individuelle Entwicklung und soziale Teilhabe ungeachtet ihrer persönlichen Unterstützungsbedürfnisse zugesichert sehen will.“ (vgl. Tiedeken 2012, 1) Inklusion ist in jedem Fall ein Prozess, der sich auf alle Menschen und damit auch auf ihre Teilhabe an kulturellen, künstlerischen Projekten bezieht. Die beiden Aussagen zeigen, dass Inklusion über den schulischen Kontext hinaus als gesamtgesellschaftliche Aufgabe über die gesamte Lebensspanne zu verstehen ist. Daraus ergeben sich aktuell folgende Fragen: Wie erreichen wir ein gemeinsames Leben und Lernen, das allen Menschen unabhängig von Behinderung bestmögliche Entwicklungschancen garantiert? Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein oder entwickelt werden, um diese Forderung für alle adäquat umsetzen zu können? Welche Barrieren existieren, die Teilhabe erschweren? Und welche Rolle können Musik und die anderen künstlerischen Medien in diesem Prozess spielen? Braucht es nicht in Bezug auf Musik eine entsprechende Begabung, besondere kognitive und reflexive Fähigkeiten?

Die Disability Studies, die in Deutschland ihre Wurzeln in der politischen Behindertenbewegung/ Krüppelbewegung in den 1980 -er Jahren hatten, wenden sich vehement gegen die Therapeutisierung des Alltags und jede Art von Bevormundung. Grundlage für erfolgreiche Mitwirkung und Teilhabe bildet der Begriff Empowerment: << [...] es geht um Prozesse der Selbst-Bemächtigung Betroffener, um das Auffinden eigener Ressourcen, um ein sich Bewusstwerden und die Mobilisierung von Selbstgestaltungskräften und eigenem Vermögen>> (Miles-Paul, 2007,4). Auf der Basis der Disability Studies ist Inklusion verbunden mit dem Recht auf adäquate Bildung und dem Erreichen des individuell höchstmöglichen Bildungszieles sowie mit der Möglichkeit, ein selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Leben zu führen. Dies erfordert eine Änderung der Grundhaltung in Bezug auf die Anerkennung von Verschiedenheit als Wert und Bereicherung. Es geht um Gleichberechtigung und Respekt vor dem Verschiedenen (vgl. Prengel 1993), um Teilhabegerechtigkeit und Verwirklichungschancen (vgl. Otto/Ziegler 2010) und beinhaltet die Möglichkeit, eine Wahl treffen zu können. Bezogen auf die Teilhabe an kultureller Bildung heißt das, Kinder und Jugendliche brauchen ein Angebot, das sie trotz ihrer ungleichen Lebens- und Entfaltungschancen wahrnehmen können.

Umgang mit Heterogenität

Inklusion ist untrennbar verbunden mit dem Begriff der Heterogenität und Vielfalt innerhalb der Gruppen. Das bedeutet: alle Kinder und Jugendlichen unabhängig von Alter, Herkunft, Geschlecht,

Behinderungserfahrungen, mit allen Fähigkeitsprofilen, mit kognitiven Einschränkungen ebenso wie mit Hochbegabungen, erhalten gleichberechtigte Zugänge zu künstlerischen Bildungsprozessen z.B. zu Musik. Dieser Prozess erfordert Bewusstsein für die vorhandenen Ressourcen oder Kompetenzen der einzelnen ebenso wie deren spezifische Bedürfnisse und eine ausgewogene Balance zwischen einem vorstrukturierten Angebot und der Offenheit, dieses zu verändern, damit zu spielen und etwas Neues entstehen zu lassen. Heterogenität im Kontext Musikvermittlung bedeutet

- Akzeptanz unterschiedlicher Musikpräferenzen in Bezug auf Musikstile, Hörgewohnheiten
- Orientierung an einer individuellen Leistungsfähigkeit,
- Auswahl des „richtigen“ Musikinstrumentes (auch Saz oder Baglama?)
- Angebote zieldifferenten Lernens

Teilhabe an der Musikkultur?

Für behinderte wie nicht behinderte Menschen haben Musik hören und Musik machen erwiesenermaßen einen enormen Stellenwert im Rahmen der Freizeitgestaltung. <<Musik zu hören ist für neun von zehn Jugendlichen (sehr) wichtig.>> (JIM-Studie 2012, 23). Musik ist daher Teil der alltäglichen Lebenskultur von behinderten wie nicht behinderten Menschen.

Interviews mit Teilnehmer/-innen am Dortmunder Modell (s. unten) belegen, dass sich die Präferenzen von Jugendlichen mit und ohne Behinderung allerdings nicht unterscheiden, sofern sie die Chance auf eine eigene Wahl haben. Typische Aussage: „Musik ist was ganz Besonderes, weil erstens hört es jeder, weil ich kenn´ keinen Menschen, der nicht Musik hört oder macht, und zweitens, das ... beruhigt einen irgendwie, wenn man das macht und man ist dann innerlich auch irgendwie glücklich ...“ (Anna 15 Jahre, Sängerin in einer Band/ Rollstuhlfahrerin, Interview DOMO Musik 3/ 2012). Aufgabe von Schule wäre, Kinder und Jugendliche zu befähigen, sich in dem riesigen musikkulturellen Angebot zu orientieren und entsprechend ihren eigenen Zugangsmöglichkeiten hörend oder selber produzierend Musik zu favorisieren.

Entgegen dieser grundlegenden Feststellung findet ein musikalisches Angebot für Menschen mit Behinderung v.a. mit geistiger Behinderung, mit schwer behinderten, mit autistischen Menschen, in der basalen Stimulation, in der Frühförderung von Kindern u.ä. vorwiegend in therapeutischen Kontexten statt. Diese sind gekennzeichnet von großer Vielfalt v.a. auf Grund immer differenzierterer Zielgruppenorientierung in der musikalischen Arbeit: über die ganze Lebensspanne, angefangen vom Einsatz von Musik für Frühgeborene über die musikbezogene Arbeit mit psychisch belasteten und physisch beeinträchtigten Menschen bis zur Arbeit mit alten und oder dementiell Erkrankten. „Übungszentrierte Musiktherapie“, „pädagogische Musiktherapie“, „heilpädagogische Musiktherapie“, „therapeutisches Musizieren“ (Bruhn 2000), um nur einige wenige zu nennen, sind die entsprechenden Fachbegriffe. Dabei wird das Medium Musik in musiktherapeutischen Interventionen im deutschsprachigen Raum sehr eng verbunden mit psychotherapeutischen, verhaltenstherapeutischen, lerntheoretischen oder ganzheitlich-humanistischen Ansätzen, angeboten im Kontext medizinischer und bio-psycho-sozialer Rehabilitation. (vgl. <http://www.musiktherapie.de> v.18.12.2013) Auch im Rahmen von Musikschulen wird Musiktherapie mancherorts eingesetzt: <<Sich abgrenzend von der Instrumentalpädagogik, die die Ausbildung musikalischer Fertigkeiten zum Ziel hat, setzt die Musiktherapie einen anderen Schwerpunkt. Hier ist die Musik das Medium, das einen <Spielraum> schafft, in dem Emotionen, Beziehungen und Kommunikation entstehen können, auch wenn Sprache als Ausdrucksmittel nicht zur Verfügung steht. Im Hinblick auf <seelische Behinderung> eröffnet sich für die Musiktherapie ein weites Arbeitsfeld mit Kindern, die Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsverzögerungen zeigen >>. <http://www.musikschulen-bw.de/pdf/BildungsflyerBausteinIV.pdf> Folie 2 v. 30.12.2013

Improvisationen mit Körper, Stimme und Instrument fördern eher übungs- oder themen- und problemzentriert die genannten Entwicklungsprozesse. Bevorzugt werden meist leicht spielbare Musikinstrumente, die voraussetzungsfrei authentischen klanglichen Ausdruck ermöglichen. Die Spielräume sind groß: Das Orchester <esagramma> in Mailand musiziert auf beeindruckende Weise sogar klassische Werke in entsprechenden Arrangements. Es versteht seine Orchesterarbeit gleichzeitig als the-

rapeutische Arbeit. (→ Videos unter youtube <europaintakt>) Sie bildet sozusagen eine Schnittstelle zwischen Musiktherapie und –pädagogik. Aber auch hier bleibt Musik das Medium.

Im schulischen Kontext wird der Therapiebegriff in der Regel ersetzt durch den der Förderung persönlicher Kompetenzen in den Bereichen Wahrnehmung, Kommunikation, emotionalem Ausdruck und Bewegung durch Musik. Die Vermittlung dieser Schlüsselkompetenzen gilt ebenfalls als Aufgabe der Musikpädagogik. Diskutiert wird im schulischen Handlungsfeld zudem, wie weit Musiklehrkräfte darüber hinaus mit einzelnen behinderten Schüler/-innen musiktherapeutisch tätig sein können und sollten. Zu beachten ist dabei, dass Therapie immer einen <Safe place> braucht, der garantiert, dass Themen, Beobachtungen, Vertrauliches nicht nach außen weitergegeben werden. Dies kann sich dann schwierig gestalten, wenn mit demselben Kind nicht nur musiktherapeutisch sondern auch im Unterricht gearbeitet wird und die Lehrperson über das Kind in diesem Rahmen gegenüber Dritten Auskunft geben muss.

KiTa's, (Förder-) Schulen und Musikschulen sind zunächst die Orte, in denen Unterricht stattfindet, hier im Sinne sachorientierter Musikvermittlung und als Instrumentalunterricht mit dem Ziel, Kindern und Jugendlichen Erfahrungen mit Musik zu erschließen und ihnen unterschiedliche Zugangsweisen zur Musik zu eröffnen. Schule, die sich auf den Weg der Inklusion begibt, kann dies nur erfolgreich tun, wenn sie konsequent Individualisierung und Differenzierung von Lehr- und Lernprozessen in ihr Konzept aufnimmt. Musik bietet aufgrund ihrer Komplexität hervorragende Möglichkeiten, der Heterogenität der Kinder und Jugendlichen durch differenzierte Umgangsweisen Rechnung zu tragen. Indem assoziative, körperbezogene, explorative, kognitive Ansätze gleichwertig berücksichtigt werden, haben Kinder die Chance, für sie passende Anknüpfungspunkte zu finden. Die Auseinandersetzung mit Musik kostet Zeit, soll sie prozessorientiert statt vorschnell produktorientiert erfolgen: Zeit für explorativen Umgang mit Instrumenten, für Klangimprovisationen, Zeit, damit Kinder wählen können, wie sie sich mit einer Musik vertraut machen wollen, und lernen, selbstverständlich zu musizieren. Auch Kinder mit Behinderung wachsen in einem kulturell definierten Umfeld auf. Daher wissen sie genau, welchen Sound die Songs haben sollen, die sie spielen oder singen.

Da an vielen (Förder-) Schulen Musik als Unterrichtsfach aufgrund des Mangels an ausgebildeten



Lehrkräften entfällt, füllen immer häufiger Kooperationsprojekte zwischen außerschulischen Künstler/-innen und ausgewählten Klassen die Lücke, dies mit zum Teil spannenden Ergebnissen zu unterschiedlichsten inhaltlichen Schwerpunkten wie HipHop, Breakdance, Musical, Chorarbeit, Steeldrum u.v.m. (→ www.kulturundschule.de / „Kultur macht stark“- eine Bildungsinitiative der Landesregierung NRW → www.buendnisse-fuer-bildung.de) In der Regel endet nach der Schulzeit für Schüler/-innen mit Behinderung überhaupt ein musikalisches Angebot.

Unabhängig von allen therapeutischen und pädagogischen Bemühungen besitzt Musik jedoch einen

Selbstzweck, der immer dann zum Tragen kommt, wenn sich Gelegenheiten bieten, selbst bestimmt Musik zu hören oder selber Musik mit dem eigenen Körper, der Stimme oder Instrumenten zu produ-

zieren. Dabei steht das *Erleben von* sowie der *Spaß an* der Musik im Vordergrund. „Ich habe Musikmachen immer als therapeutisches Mittel kennen gelernt. Ich sollte z.B. Klavier spielen, um meine Handmotorik zu fördern. Erst jetzt konnte ich die Erfahrung machen, wieviel Spaß mir u.a. das Trommeln macht. Das will ich unbedingt vertiefen ...“ (Ha., Student im Musikseminar 2013/ Rollstuhlfahrer). Die Erfahrung behinderter Kinder, Jugendlicher und ihrer Eltern zeigt zudem, dass sie von Geburt an in therapeutische Behandlungen eingebunden sind, sodass zum Teil gar kein Freiraum für spielerische, nicht zweckgebundene Aktionen bleibt.

Mit den unterschiedlichen Konzepten von Therapie und Pädagogik sind divergente Sichtweisen auf Behinderung, sowie unterschiedliche hierarchische Strukturen verknüpft. Während therapeutische Settings immer noch einem vorwiegend individuellen, medizinischen Modell von Behinderung folgen, liegt einem Konzept inklusiver Kulturpädagogik <<ein Verständnis von Behinderung zugrunde, das jede Form körperlicher, seelischer, geistiger oder Sinnesbeeinträchtigung als normalen Bestandteil menschlichen Lebens und menschlicher Gesellschaft ausdrücklich bejaht und darüber hinaus als Quelle möglicher kultureller Bereicherung wertschätzt (<diversity-Ansatz>). Menschen mit einer Behinderung sollen selbstverständlich mit allen anderen leben und sich zugehörig fühlen können.>> (UN-BRK 2006) <Begegnung aller Beteiligten auf Augenhöhe> (vgl. Hinz/ Boban, 2003) scheint mir dabei das eigentliche Fundament. Auf dieser Basis entwickelt sich im Zusammenspiel von Musikern mit unterschiedlichen Kompetenzprofilen eine neue musikalische Qualität, die in Einzelfällen auch professionellen Ansprüchen genügt.



Eastman Company. Dortmunder Integratives Soundfestival DIS 2012 Foto Oskar Neubauer

Tendenzen musikkultureller Professionalisierung

Schon jetzt lassen sich musikalische Angebote von Anfang an z.B. in Wichtel- oder Früherziehungskursen an Musikschulen oder in Kindertagesstätten einrichten und gemeinsames Musizieren in Schule und Freizeit durchführen. Viele dieser Projekte sind an anderen Orten beschrieben.

Ergänzend sollen Konzepte musikkultureller Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen vorgestellt werden, die unabhängig voneinander in den letzten Jahren unter unterschiedlichen Bedingungen entstanden, meist in Kooperation mit Werkstätten für Menschen mit Behinderung.

In Hamburg entstand bereits 1988 die Band Station 17 unter der Leitung von Kay Boysen im Rahmen der Alsterdorfer Werkstätten. <<barner 16>> ist ein inklusives Netzwerk professioneller Kulturproduktionen von Künstler/-innen mit und ohne Handicaps in den Bereichen Musik, Tanz / Performance, Film und Video. Ca. 45 Menschen mit und 25 Menschen ohne Handicaps spielen in Bands, produzieren Musik, treten auf, gehen auf Tournee, entwickeln Bühnenproduktionen und drehen Videos.

http://www.alsterarbeit.de/alsterarbeit_273B1EB0F34A4BB1AF93D315746469FD.htm

Menschen mit v.a. geistiger und psychischer Beeinträchtigung erhalten im Rahmen der Werkstatt Instrumental- und Gesangs- sowie Ensembleunterricht, entwickeln eigene Songs, die sie in Konzerten und auf Festivals performen. Alle verstehen sich gleichberechtigt als Musiker.

2010 startete das dreijährige Projekt Dortmunder Modell: Musik, gefördert mit Mitteln des Ministeriums für Arbeit, Integration und Soziales NRW. Das Ziel: Bedarfe und Bedürfnisse Jugendlicher und Erwachsener außerhalb von Schule in Bezug auf ihre musikalische Entwicklung und die Möglichkeiten ihrer Freizeitgestaltung mit dem Medium Musik zu ermitteln und diejenigen von ihnen besonders zu fördern, die bisher aufgrund eines mangelnden Angebotes keine Chance hatten, ihre musikalischen Kompetenzen zu erweitern, selber Musik zu machen.

In drei Jahren wurden zunächst institutionelle Kontakte und Strukturen aufgebaut, mit Hilfe derer die drei Dortmunder Werkstätten für Menschen mit Behinderung mit der Musik- und Kulturszene, den Musikschulen und der TU Dortmund produktiv vernetzt wurden. Der Austausch zwischen verschiedenen Musiker/-innen und der Aufbau der Zusammenarbeit in projektbezogenen und dauerhaften Formationen führten zu inklusiven Ensemblebildungen und Kooperationen wie Piano Plus, die Universal Band, Tatort Jazz Bochum, Eastman Company. Daraus entstanden inklusive Konzerte und künstlerische Projekte an besonderen Orten wie dem Jazzclub domicil (→ www.inklukult.blogspot.de) und die Idee, den Arbeitsmarkt um die Perspektive einer künstlerisch-inklusive Struktur zu erweitern.

Die musikalische Entwicklung behinderter Musiker zu fördern bis hin zur Perspektive, Musik auch professionell ausüben zu können, war das erklärte Ziel des Projektes. Parallel sind aber Entwicklungen eingetreten, über deren Ausmaß vorab niemand der Beteiligten hätte Auskunft geben können. Dies betrifft sowohl die Erweiterung der sozialen Kompetenzen als auch die Frage der Mobilität der Projektteilnehmer/-innen. Das Miteinander in den Ensembles, der Austausch über musikalische wie persönliche Fragen, Unterricht nicht in den Einrichtungen sondern an der TU Dortmund veränderten die Fähigkeiten zur Partizipation und führten zu einer Normalisierung der Lebensbedingungen in mehreren Bereichen. Das Selbstbewusstsein der Teilnehmer/-innen nahm zu und zeigte sich z.B. in größerer Verbalisierungskompetenz in Bezug auf die eigenen Bedarfe und Bedürfnisse. Der größte Erfolg auf dem Weg zu mehr Normalisierung ist vielleicht, dass 33 Mitarbeitende der Dortmunder Werkstätten neu Instrumentalunterricht an der Musikschule Dortmund nehmen.

In Fürth richtete die Musikschule in Kooperation mit der dortigen Werkstatt eine 2-jährige Ausbildung <<Berufung Musiker>> ein zur <<Individuelle[n] Förderung von Menschen aus der Werkstatt, denen Musik wichtig ist und das Musizieren Sinn in ihrem Leben gibt>> (Wagner 2011) mit den Elementen musikalische Grundausbildung – Musik und Bewegung – Bandprobe – Instrumentalunterricht. Dortmund, Fürth und Hannover führen seit mehreren Jahren Integrative Soundfestivals an öffentlichen Orten in Kooperation mit professionellen Musikern durch.

<<Musiktherapie oder Teilhabe an der Musikkultur?>> Es ist sicher nicht sinnvoll, die beiden Handlungsfelder gegeneinander auszuspielen. Wichtig wäre, die unterschiedlichen Kontexte und Aufgabenstellungen transparent zu machen und mögliche Schnittstellen zu nutzen.

Literatur:

Boban, I. & Hinz, A. (2003): Der Index für Inklusion - eine Möglichkeit zur Selbstevaluation von „Schulen für alle“. In: FEUSER, Georg (Hrsg.): Integration heute – Perspektiven ihrer Weiterentwicklung in Theorie und Praxis. Hamburg: Peter Lang, 37-46 www.schule-bw.de
Bruhn, H. (2000): Musiktherapie. Geschichte – Theorien – Methoden. Göttingen: Hogrefe Verlag
Bundesgesetzblatt (BGBl) 2008 II, S. 1419. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen vom 13. Dezember 2006 UN-Behindertenrechtskonvention

http://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/PDF-Dateien/Pakte_Konventionen/CRPD_behindertenrechtskonvention/crpd_b_de.pdf

Hinz, Andreas (2006). Inklusion. In: Antor, G. & Bleidick, U. (Hrsg.). Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis. 2. erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, 97-99

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. JIM-Studie 2012 S. 23 online v. 30.12.2013

http://www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf12/JIM2012_Endversion.pdf

Miles-Paul, O. (2007). Selbstbestimmung behinderter Menschen - Eine Grundlage der Disability Studies. Vortrag am 05. Juli 2007 im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies“ am Zentrum für Disability Studies der Universität Hamburg

http://www.zedis.uni-hamburg.de/www.zedis.uni-hamburg.de/wp-content/uploads/2007/07/milespaul_selbstbestimmung.pdf

Otto, H.-U., Ziegler, H. (2010). Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Prenzel, A. (1993) Pädagogik der Vielfalt. Opladen: Verlag Leske und Budrich

Theunissen, G.(2007). „Handlexikon Geistige Behinderung“. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: Kohlhammer

Tiedeken, P. (2012) Kunst und Inklusion - Aktive Mitgestaltung statt passiver Teilhabe. In: Zeitschrift für Inklusion, Nr. 1-2

Wagner, R. (2011). <http://www.musikschule-fuerth.de/Berufung-Musiker/m22311/Berufung-Musiker.html> v. 16.12.2013



Dr. Eva Krebber-Steinberger
Wiss. Mitarbeiterin an der TU Dortmund,
Fak. Rehabilitationswissenschaften, Musik
Emil-Figge-Str. 50
44227 Dortmund
eva.krebber@tu-dortmund.de